Nr. 239. XII. Jahrgang. Täglich 90000 Auflage. Freitag, 2. September 1904.

Dresdner Neueste Nachrichten

Unabhängige Tageszeitung.

Größte Auflage in Sachsen.

Redaktion und Hauptgeschäftsstelle Fillnitzer Straße 49.
Fernsprecher: Redaktion Amt I Nr. 1897. Expedition Amt I Nr. 4571. Verlag Amt I Nr. 542.

Annahmestelle für Abonnements und Inserate: Prager Straße 10, ferner nehmen an: die Filialen Altmarkt: Dresdner Straße 43: M. Weber. Blasewitzer Straße 16: Th. Grimm. Hauptstraße: Otto Nagel. Falkenstr. 16: Th. Grimm. Hauptstraße und Pillnitzer Straße 43: J. Subnik. Königstraße 54: Ernst Meinicke. Kurfürstenstraße 41: Marienstr. 28: O. Wagner. Oppellstraße 41: Pirnaischer Platz 38: C. Thürmer. Pirnaischer Platz: Poenplatz: G. Schneider. Schäferstraße: Johann Stadler. Strehlener Str. 19: L. Baumann. Wettinerstraße 34: P. Gorke. Wiener Platz 1: O. Meier und alle Annoncen-Bureaus.

Anzeigenpreis: Die 1spaltige Nonpareillezeile für Dresden und Vororte 20 Pf., für auswärts 25 Pf. Finanzinserate erhöhte Preise. Die 3spaltige Reklamezeile 1 Mk., auswärts 1.50 Mk. Garantie für Erscheinen von Inseraten an vorgeschriebenen Tagen und auf bestimmten Plätzen wird nicht übernommen. Bezugspreis: Durch die Post monatlich 67 Pf. (für Dresden monatlich 50 Pf. Für Oesterreich-Ungarn vierteljährlich 3.96 Kr., mit „Fliegende Blätter" 5.73 Kr. Bestellungen: in Deutschland und Oesterreich-Ungarn ohne „Fliegende Blätter" „Dresdner Neueste Nachrichten Ausgabe A", mit „Fliegende Blätter" „Dresdner Neueste Nachrichten Ausgabe B".

Die Nummer umfaßt 18 Seiten. Roman siehe 17 und 18.

Sedan.

Je weiter der zeitliche Abstand wird, der uns von der glorreichen Periode der gewaltigen Siege über das französische Imperium trennt, je mehr sich die Generation lichtet, die an der Wiedererrichtung des Deutschen Reiches aktiven Anteil nahm, desto stärker macht natürlich auch die Erinnerung, die frische Eindrücke verwischen die Bilder jenes Ringens der deutschen Armeen bei Metz und Sedan. Von den großen Männern, denen wir die politische Wiedergeburt des deutschen Volkes danken, sind alle bis zu den Schatten gegangen, legendärer Umgleißt die Gestalten des alten Helden, des gigantischen Bismarck und des Schlachtenlenkers. So zieht sich allmählich ein Schleier über die Vergangenheit, und leichtlich gleitet die Historie mit staubigen Füßen darüber hinweg und in der Zukunft neue Ideale auf, die nach neuen Zielen deutsche Jugend locken. Daher kommt es, daß mit jedem neuen Jahre der Sedantag der Masse gleichgültiger zu werden droht und sogar in den Schulen das Andenken an den herrlichen Sieg, wo unter der deutschen Friedenskraft der morsche Thron der Napoleoniden zusammenkrachte, nicht mehr mit der alten Begeisterung feiert. Sah sich doch heuer noch irgend ein trockener Aktenmensch der Behörde im Regierungsbezirk Frankfurt a. O. zu der pietätlosen Verfügung veranlaßt, daß des Tages von Sedan nur in einer Unterrichtsstunde gedacht werde, daß aber der Gesamtunterricht keinesfalls ausfallen dürfe, höchstens dürfe der Nachmittag zu Ausflügen freigegeben werden. Wenn sich also selbst in Regierungskreisen solche Indolenz breit mache, so darf man sich nicht wundern, daß die breiten Volksschichten teilnahmlos über den 2. September hinweggehen!

Es ist aber eine überaus beklagenswerte Erscheinung, daß das deutsche Volk für die Tage weihevollen Gedenkens der Marksteine seiner Geschichte so wenig Sinn und Zeit übrig hat, trotzdem man im Deutschen Reiche durchaus nicht abgeneigt ist, mit frohen Festen jeden Tag totzuschlagen, ja wir kommen manchmal aus dem Festtrubel gar nicht heraus, wenn einmal die Automobile losgelassen sind und die Jachten die blauen Fluten der Kieler Bucht durchschneiden. Auch bei den Nationalsenthüllungen tritt selten eine längere Pause ein, also an Gelegenheit, Hurra zu schreien und „Heil dir im Siegerkranz" zu singen, fehlt's den Deutschen nicht. Dieses allzu reichliche patriotische und historische Schaugepränge ist es aber gerade, welches den geschichtlichen Geist ertötet und uns die Freude an der großen Vergangenheit des deutschen Volkes vergällt, denn die Anhäufung solcher Festivitäten wirkt einerseits zu theatralisch und anderseits macht sich dabei ein unehrlicher Zug breit. Es hat Jahre gegeben, wo mehrere Standbilder sowohl des alten Kaisers wie des Fürsten Bismarck unter größtem Pomp enthüllt wurden, und dabei nahm sich unsre innere und äußere Politik fast wie eine Parodie auf die Politik aus, welche Deutschland groß und mächtig gemacht hat! Wird da nicht der Begeisterung ein beträchtlich Quantum Galle beigemischt und die Freude an der Erinnerung verdorben? Ferner tritt bei allen diesen Festen der höfisch-militärische Charakter so scharf in den Vordergrund, daß sich das Volk dabei nur wie zu Gaste fühlt. In dieses Kapitel gehören nicht zuletzt die in Berlin bei solchen Gelegenheiten stattfindenden Absperrungsmaßregeln, wodurch gleichsam eine künstliche Scheidewand zwischen dem Volk in Waffen und dem simplen Zivil gezogen wird.

Die Manier, Feste zu feiern, wie sie leider jetzt herrscht, ist alles, nur nicht deutsch und trägt weder dazu bei, die national-patriotische Gesinnung zu stärken, noch unser Ansehen im Auslande zu heben. Ueberlassen wir den Festestrubel privaten Zirkeln, die daran Vergnügen finden, und konzentrieren wir unsre, der nationalen Erhebung bedürftige Stimmung auf ein paar Gedenktage des Jahres, an deren erster Stelle der Sedantag stehen muß. Denn dieser Schlacht verdanken wir die endliche Erfüllung des heißen Sehnens unsrer Väter und Großväter nach einem deutschen Kaiserreiche auf nationaler Grundlage, das dem Jammer der deutschen Kleinstaaterei ein für allemal ein Ende machen sollte! Sedan bedeutet also für die Deutschen einen Volksfeiertag, der für uns von derselben Wichtigkeit ist, wie für die französische Republik das Revolutionsfest. Deshalb können alle die Bestrebungen, welche darauf abzielen, aus welchem Grunde immer, dem Sedantage seinen festlichen Charakter zu nehmen, nicht scharf genug zurückgewiesen werden. Es wäre vielmehr eine der schönsten Taten unsrer Gesetzgebung, den 2. September auf die breite volkstümliche Basis eines Nationalfeiertages zu stellen!

Die Flucht der Prinzessin Luise von Koburg.

+ **Bad Elster, 31. August. (Priv.-Tel.) Prinzessin Luise von Koburg, die sich seit einiger Zeit zur Kur hier aufhielt, ist heute früh entflohen.**

+ Bad Elster, 31. August. (Priv.-Tel.) Die Prinzessin Luise von Koburg hielt sich seit drei Wochen hier zur Kur auf mit einer Hofdame, einem Arzt und drei Dienern. Als heute morgen das Zimmermädchen den Kaffee bringen wollte, war die Prinzessin verschwunden. Man nimmt an, daß sie durch den Hauptmann Mattaschich-Keglewitsch entführt worden ist, und zwar durch ein offenes Fenster oder vom Balkon aus, mit einem Automobil, mit dem sie über die Grenze flüchtete. Von hier aus wurden alle Hebel in Bewegung gesetzt, um die Flüchtigen zu ergreifen, bisher aber ohne Erfolg. Zur gleichen Zeit verschwand auch aus dem Hotel ein aus Graz stammender Herr, von dem man annimmt, daß er von Keglewitsch gedungen und der mit der Prinzessin im Einverständnis war.

Unsre Leser erinnern sich noch an einen längeren Bericht, in dem einer unsrer Redakteure, der Gelegenheit hatte, sich an Ort und Stelle in der Heilanstalt Lindenhof über die körperliche und seelische Verfassung der Prinzessin Luise eingehend zu informieren, im April dieses Jahres auch über die Versuche des Mattaschich, die Prinzessin Luise zu entführen, Näheres mitteilte. Damals war uns von authentischer Seite mitgeteilt worden, daß die Prinzessin mit ihrem eignen vollen Einverständnis in der Anstalt in Coswig weile. Diese scheinbar mit den heutigen Ereignissen in Widerspruch stehende Meldung wäre dann wohl erklärlich, wenn es sich hier nicht um eine gewaltsame Entführung der Prinzessin, sondern um eine Flucht handelt, die mit ihrem vollen Einverständnis bewerkstelligt worden ist. Es erscheint dann durchaus begreiflich, daß die Prinzessin dem Chef der Heilanstalt gegenüber so auftrat, als ob sie mit ihrem nunmehrigen Schicksal zufrieden sei. Nur so konnte die gesamte Umgebung sicher gemacht werden. Diese Auffassung wird durch das weitere bei uns jetzt eingehende Depeschenmaterial fast bestätigt. In einer Eingabe an das Vormundschaftsgericht zu Meißen hat die Prinzessin selbst den Standpunkt vertreten, daß sie freiwillig in Coswig bleibe und lediglich beantragt, ihre Entmündigung aufzuheben, weil sie nicht geistesschwach sei. Hierüber aber steht eine definitive Entscheidung aus; jedenfalls aber befand sich die Prinzessin gesundheitlich in einem solchen Zustande, daß man ihr Ausflüge in die Umgebung, nach Dresden und auch eine Badereise auf Wunsch gestatten mußte.

Zur Vorgeschichte der Flucht.

Am 12. Juni 1899 war die Prinzessin in die Klinik des Sanitätsrates Pierson in Lindenhof (Coswig) gebracht worden. Vorher war sie im Sanatorium Puckersdorf in Oesterreich, einer sogenannten geschlossenen Anstalt, interniert gewesen. Lange hatte man über die Wahl des neuen Aufenthaltsortes verhandelt, da namentlich der König der Belgier sich sträubte, der Prinzessin größere Freiheiten zu gewähren. Das weitere Verbleiben der Prinzessin Luise von Coburg in der österreichischen Monarchie erschien indessen als nicht angemessen, da sich peinliche Erinnerungen für sie an ihren Aufenthalt in Oesterreich knüpften. Da nun die Prinzessin zugleich Herzogin von Sachsen war und da sie selbst den Wunsch, in Sachsen zu weilen, geäußert hatte, wählte man die Piersonsche Nervenheilanstalt. Nach Uebersiedelung der Prinzessin aus Oesterreich nach Sachsen wurde sofort an der Ediktafel des kaiserlich königlichen Oberhofmarschallamtes in Wien die Verhängung der definitiven Kuratel über die Prinzessin Luise von Coburg publiziert. Die Kuratel war damals wegen gerichtlich erhobenen Schwachsinns verhängt worden. Als Ursache des Schwachsinns wurde Gehirnerschütterung angegeben. Diese Gehirnerschütterung hatte sich die Prinzessin einige Jahre vorher durch Absturz von einer 30 Meter hohen Berglehne zugezogen. Sie blieb damals drei Stunden bewußtlos liegen und befand sich nachher noch vier bis fünf Tage in einem dämmerhaften Geisteszustand. Später gesellte sich noch Typhus hinzu, welcher ebenfalls ihre geistigen Kräfte beeinträchtigte. Kurz nach ihrer Genesung knüpfte sie mit dem ungarischen Oberleutnant Matatschich das bekannte Liebesverhältnis an. Das Ende dieses Romans ist allgemein bekannt. Es führte u. a. zur Scheidung der Prinzessin von ihrem Gemahl, dem Prinzen Ferdinand Philipp von Sachsen-Coburg, mit dem sie seit Februar 1875 verheiratet war. Der Leutnant wurde später wegen Wechselfälschung zu mehrjähriger Kerkerhaft verurteilt. Als er sich wieder in Freiheit befand, setzte er, der nach wie vor seine Unschuld beteuerte, alle Hebel in Bewegung, die Prinzessin, die er als vollständig geistig gesund und als Opfer höfischer Intrige erklärte, zu befreien. Mehrmals hat er ihr in der Umgebung von Coswig und auch in Dresden zu begegnen gewußt. Er erzählt das selbst in seinen Memoiren. Nach mehreren Versuchen gelang es ihm damals, die Prinzessin im Walde bei Coswig zu sprechen. „Wie ich näher komme", erzählt Mattaschich, „tritt die Gesellschafterin auf mich zu und verlangt mir das Versprechen ab, mich in ihre Anordnungen zu fügen. Nur unter dieser Bedingung willigt sie in eine Rücksprache mit der Frau Prinzessin ein. Nun trete ich auf die Frau Prinzessin zu, die an einen Baum gelehnt, mit Tränen in den Augen, mir die Hand bietend, sagt: „Es gibt

Troilus und Cressida.

Berlin, 31. August.

Das Deutsche Theater hat heute mit der neuen Spielzeit unter der Aegide Lindaus eröffnet. Die erste Vorstellung fand vor geladenem Publikum statt — morgen soll das Haus der breiteren Oeffentlichkeit übergeben werden. In der verflossenen Ferienzeit haben die Räumlichkeiten des Theaters, eines der ältesten Berlins, eine durchgreifende und zweckmäßig-geschmackvollste Umgestaltung erfahren, die wirklich Not tat. Es handelt sich hier um keine durchgreifende bauliche Veränderung, sondern nur um eine Verschönerung, die sich ebenso auf das Vestibül, auf das Foyer, die Garderoben und vor allem auf den Zuschauerraum erstreckt. Neue Möbel, neue Wandbekleidungen, neue Beleuchtungskörper, Abtragung des überflüssigen Gebälkes, das noch an das alte Friedrich-Wilhelmstädtische Operettentheater erinnerte, Höherlegung der vordersten Sitzreihen — das sind die wesentlichen Maßregeln, die man traf, um dem Theater einen Anstrich von Freundlichkeit und Behaglichkeit zu geben.

Die Eröffnung brachte — dem Programm des Hauses entsprechend, der, gleich L'Arronge, die Klassiker besonders pflegen will — eine Aufführung von Shakespeares „Troilus und Cressida". Ein interessantes dramatisches Experiment, denn wir haben dieses Werk des großen Briten, das Heinrich Heine die Krönung der Shakespeareschen Bühnendichtungen gesetzt wissen wollte, bisher noch nie mit ziemlich genauer Wahrung der Urform in deutscher Aufführung gesehen. Bearbeitungen des Stückes gibt es genug — man hat ihm nach allen möglichen Richtungen beizukommen gesucht, es als Tragödie und als Komödie, sogar als Parodie auf die Bühne gebracht. Man hat hier die heiteren Szenen genommen und dort die romantischen Vorgänge gestrichen oder arg beschnitten, in jedem Falle aber hat man sich an dem Geiste der Dichtung oder Shakespeares versündigt. Und alle diese Versuche, das Werk in eine bestimmte Form zu zwängen, scheiterten, mußten notwendig scheitern, denn die geniale Unbekümmertheit, mit der Shakespeare an seinen Stoff gegangen, läßt sich eben nicht mit der modernen Etikettierwut unter einen Hut bringen.

Was wußte Shakespeare viel von dem griechischen Klassizismus, wie ihn uns die historischen Forschungen darstellen, was waren ihm Hektor und Achilles, Paris und Menelaus und alle die andern Homerischen Helden! Er las Chaucers ironisch gefärbten Roman „Troylus and Creyside" und er schrieb sein Werk, im wesentlichen eine Bearbeitung des Chaucerschen Buches, in der die Welt des alten Griechenland aus dem Gesichtswinkel eines Engländers vom Beginn des 17. Jahrhunderts betrachtet wird. Er ließ die Trojaner und ihre Besieger reden, wie seine Zeitgenossen redeten, und wie in jener Epoche die Maler ihre aus der biblischen Geschichte entnommenen Figuren nicht im entsprechenden Gewande, sondern nach der gerade herrschenden Mode herausstaffiert erscheinen ließen, so drapierte er um die Fürsten und Heerführer der Trojaner und Griechen das Mäntelchen englischen Wesens. Ihm kam es darauf an, eine Satire auf Welt und Menschheit zu geben — daß die Personen in dieser Satire gerade die Namen der Gestalten des trojanischen Krieges tragen, ist eigentlich rein nebensächlich; für Shakespeare hätten sie ebensogut irgendwie anders heißen, hätte die Handlung einen beliebigen andern Schauplatz haben können. Er wählte nur diese Namen und diesen Schauplatz, weil ihm die Lektüre des Chaucerschen Romans eben die Anregung dazu bot, genau so, wie ihm die „Canterbury-Geschichten" desselben Dichters als Vorwurf für seinen „Sommernachtstraum" dienten.

Und nun haben wir das Werk in der Lindauschen Bearbeitung als „satirische Tragikomödie" zum erstenmal ziemlich unverkürzt genossen, aber trotzdem Lindau Shakespeare und seiner Dichtung nicht Gewalt angetan hat, stellte sich keine besondere Wirkung ein. Es erwies sich eben, daß uns vieles an der Art, wie Shakespeare die Griechen anpackt, auf der Bühne doch nicht behagen will, und der häufige Szenenwechsel trug neben einer Reihe an sich schon zu ausgedehnter Episoden dazu bei, die Vorstellung über Gebühr schleppend zu machen und das Interesse erlahmen zu lassen. Das geladene Publikum freilich applaudierte, wenn auch nicht allzu stark — man sagt ja auch einem Manne, bei dem man zu Tisch ist, nicht, daß seine Suppe versalzen, sein Fisch nicht frisch und sein Braten angebrannt war . . .

Die Inszenierung war reich und geschmackvoll. Die Darsteller, die Lindau dem Deutschen Theater verpflichtet hat, ließen in ihrer Gesamtheit hie und da zu wünschen übrig, während ein paar Einzelleistungen vollste Anerkennung verdienen. So war Harry Walden ein kraftvoll-frischer Troilus, Otto Sommerstorff ein sehr guter Hektor, Carl Waldow vortrefflich als Ajax, und Herr Alfred Abel, der hier noch unbekannt ist, holte sich für seinen mit derber Komik durchgeführten Thersites sogar Beifall auf offener Szene. Die Cressida war bei Frl. Paula Müller nicht schlecht aufgehoben, obwohl die Künstlerin sie mehr auf die Julia hinausspielte und zu viel lyrische Sentimentalität entfaltete.

R. W.

Shakespeare oder Shapleigh?

Nachdruck verboten. **London, 30. August.**

Shakespeare hat wiederum einen neuen Rivalen erhalten, und zwar einen, dessen Nachfolger am Leben und willens sind, die Ansprüche ihres Vorfahren auf den Ruhm, der größte britische Dichter gewesen zu sein, zu verfechten. Die Anhänger der Bacon-Theorie sind zwar bisher eifriger in ihrer Agitation gewesen, aber sie sind den „Shapleighanern" gegenüber insofern im Nachteile, als sie keinen lebenden Prätendenten aufzuweisen haben.

In Amerika gibt es nämlich eine ganze Anzahl von Leuten, die der Ansicht sind, daß der wahre Dichter der bisher unter Shakespearescher Flagge gegangenen Dramen nicht Shakespeare, sondern Sir William Shapleigh war. Es ist festgestellt worden, daß Sir William Shapleigh einen „gewissen William Shakespeare" in seinem Dienste hatte. Shapleigh nun schrieb Komödien und viele andre Theaterstücke, so lautet die Familientradition, aber er übergab sie der Oeffentlichkeit nicht unter seinem Namen. Nun wird von den Anhängern der Shapleigh-Theorie geltend gemacht, daß Shakespeare seine Manuskripte nie mit vollem Namen zeichnete, sondern nur „W. Sh." und sie behaupten, diese Initialen müßten nicht Shakespeare, sondern Shapleigh ergänzt werden. Merkwürdig genug ist es, daß die „Shapleighaner" bisher so wenig Schule gemacht haben, denn die Kontroverse ist keineswegs jetzt erst zum Ausbruch gekommen, sie schlummerte vielmehr nur. Tatsächlich aber hat schon im Jahre 1622 ein gewisser Oberst Robert durch Nachforschungen in der Bibliothek in Beecham Hall seiner Meinung nach die Autorschaft Shapleighs festgestellt, da er in einem Buche die Worte „geschrieben von W. Sh." in der ihm persönlich bekannten Handschrift des alten Sir William mit den Buchstaben „apleigh" ergänzt gefunden hatte. Wie bereits bemerkt, die Theorie hat wenig Anhänger gefunden, weit weniger wie zum Beispiel die Bacon-Theorie, aber für die letztere ist auch viel eifriger agitiert worden.

Sir William Shapleighs Sohn wanderte später nach Amerika aus, ohne daß er viel Interesse an der Entscheidung der Kontroverse genommen hätte, und die Familie ist nicht ausgestorben, sondern ein Nachkomme Sir Williams lebt jetzt in England und — merkwürdig genug — sieht den bekannten Bildern Shakespeares sprechend ähnlich. So groß ist die Aehnlichkeit, daß ihm bei seinem kürzlichen Aufenthalt in Marokko ein reizendes Abenteuer passierte. Ein marokkanischer Händler betrachtete ihn als eine große Sehenswürdigkeit und schickte Fremde hin, den „vielversprechenden englischen Dichter" anzusehen. Als er sich nach der Ursache dieser Ehre erkundigte, sagte der Händler mit der Miene eines Kenners: „Ja, ja, ich kenne Sie schon, ich habe ja Ihr Bild in meinem Schaufenster." — Es war das Bild Shakespeares.

Mr. Shapleigh selbst ist ein Komponist, der zwar in England selbst wenig bekannt ist, aber in Deutschland einen recht guten Namen hat. Fast alle seine Kompositionen sind im Verlage von Breitkopf u. Haertel erschienen.

Fred Branden.

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id490223001-19040902/1